

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 33 (1946)
Rubrik: Von den Hochschulen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kunst eingeleitet wurde, und er zieht nicht einmal die Konsequenz, die Malerei Cézannes und der Abstrakten als die folgerichtigste Erfüllung seiner Grundsätze darzustellen. Marangonis Buch könnte einen wesentlichen Beitrag zur Popularisierung der neueren Einsichten in das Wesen der künstlerischen Form leisten; er verfehlt sein Ziel durch einen unseligen Hang zur Selbstverteidigung und durch offen zur Schau getragene Verachtung für das Publikum, an das er sich doch ständig wendet. *h. k.*

Das Appenzellerhaus und seine Schönheiten

von Salomon Schlatter. Herausgegeben von der Heimatschutzvereinigung Appenzell A. Rh. 1944. Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen. 2. Aufl., 67 Seiten m. Zeichnungen, 17/24 cm. Brosch. Fr. 4.25.

Diese knappe Monographie über das Appenzellerhaus hätte es verdient, schon seit langem neu aufgelegt zu werden. Sie liest sich trotz ihres Alters von mehr als zwanzig Jahren heute noch frisch und lebendig. Der Verfasser war Architekt. Dies spürt man im Aufbau wie in der Darstellung des Stoffes. Er sieht das Ganze, das Haus in seinem Gesamtaufbau, in der Landschaft zusammen mit Baum und Strauch, wie auch die konstruktiven Einzelheiten, die Wand, das Dach, die Fenster. Eine kurze Probe aus diesem letzteren Kapitel möge für den gesunden Geist dieser willkommenen Schrift zeugen: «Es ist das Bedürfnis das leitende Motiv in der Anordnung und Gruppierung der Fenster. Die Notwendigkeit für den inneren Raum bedingt ihre Stellung am Äußeren. Darin liegt eine ganz wesentliche Eigenart der äußeren Erscheinung, der ‚Architektur‘ des ländlichen, speziell des Appenzellerhauses. Es sind nicht

äußerliche Gesetze der Symmetrie, welche bei der Gestaltung desselben maßgebend waren, sondern innere Vorschriften der Zweckmäßigkeit. Der Fensterwagen der Stube in der einen Fronthälfte ist länger als derjenige der Nebestube in der andern. Eine durch den First gezogene senkrechte Mittellinie teilt das Haus zwar in zwei gleich große, aber in ihrem Aussehen ungleiche Hälften. Es gibt heutzutage Leute, welche der Meinung sind, nur in der absoluten Symmetrie liege die Schönheit eines Bauwerkes; das Appenzellerhaus kann sie eines besseren belehren. Sein hoher Reiz liegt gerade in der ungezwungenen, nur der inneren Notwendigkeit entsprungenen Ungleichmäßigkeit, die aber doch nicht zur Unordentlichkeit, Regellosigkeit ausartet. An Stelle der strengen Symmetrie tritt ein gewisses Gleichgewicht ohne Gleichheit.» *H. S.*

Eisenbeton

Von Ing. A. Sarasin. Heft 10 der Reihe «Bauen in Kriegszeiten». 55 Seiten, broschiert Fr. 5.40. Polygr. Verlag AG., Zürich

Beim Durchblättern des Heftes erinnern die dargestellten kühnen Brücken, Hallen und weit ins Leere auskragenden Dächer an verschwundene Freiheit im Gestalten. Im Hinblick auf die eingefrorenen oder mangelnden Zement- und Eisenvorräte mutet heute eine so verlockende Schrift über Eisenbeton auf den ersten Blick recht unzeitgemäß an. Und doch empfindet man sie bei näherem Studium deutlich als Vorboten eines wiederkehrenden Frühlings, weil darin aus der Not eine Tugend gemacht wird. Das Bauen in Kriegszeiten spornt zum Fortschritt an, und die natürliche Eleganz der Bauweise geht noch gesteigert aus den mageren Jahren hervor. Nicht von ungefähr behandelt der Verfasser ausführlich den vorgespannten Beton und

seine nie geahnte Ökonomie und Schlankheit.

Wenngleich sich die Schrift in erster Linie an den praktischen Statiker wendet und in ihm manch eingerostetes Wissen wieder blank in Bereitschaft setzt, gibt sie auch dem Wissenschaftler klaren Einblick in die jüngsten Errechnungenschaften der Materialprüfung, dem Architekten anregenden Ausblick auf die künftigen Gestaltungsmöglichkeiten und dem Unternehmer genaue Anweisung für die ergiebigste Auswertung der knappen Materialien. *E. Sch.*

Von den Hochschulen

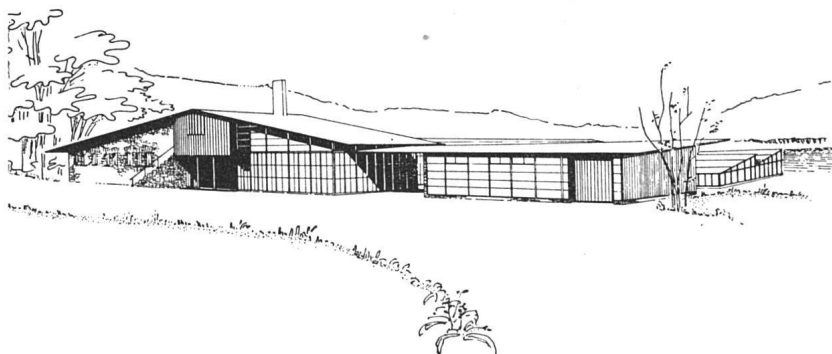
Architekturabteilung der ETH, Arbeiten des 5. Semesters

(Lehrer: Prof. Dr. W. Dunkel, Architekt BSA)

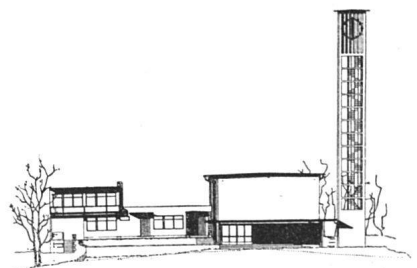
Wir beginnen mit einem Bildbericht über Arbeiten von Studierenden der ETH. in der Absicht, bei anderer Gelegenheit auch Arbeiten aus den anderen Semestern zu veröffentlichen. Wir möchten damit nicht nur den interessierten Fachkollegen zeigen, wie sich der Unterricht an unserer Architekturschule gestaltet, sondern gleichzeitig auch die Verbundenheit von Nachwuchs und praktizierenden Architekten festigen.

Die Ausstellung der Arbeiten des 5. Semesters zeigte insgesamt Arbeiten von 52 Studierenden der ETH. (46 Studenten, 6 Studentinnen). 3 Themen waren zur freien Auswahl gegeben: Eine Bebauung in Zollikon, eine Kirche, der Umbau des Gasthauses zur ‚Luft‘ in Herrliberg. Das Schwergewicht dieser Arbeiten liegt auf dem rein Projektmäßigen, weniger auf dem Baukonstruktiven. Für die gestellten Aufgaben lagen

Projekt für eine Gärtnerei mit Wohnung und Treibhäusern, von Leonore Sontheim, stud. arch.

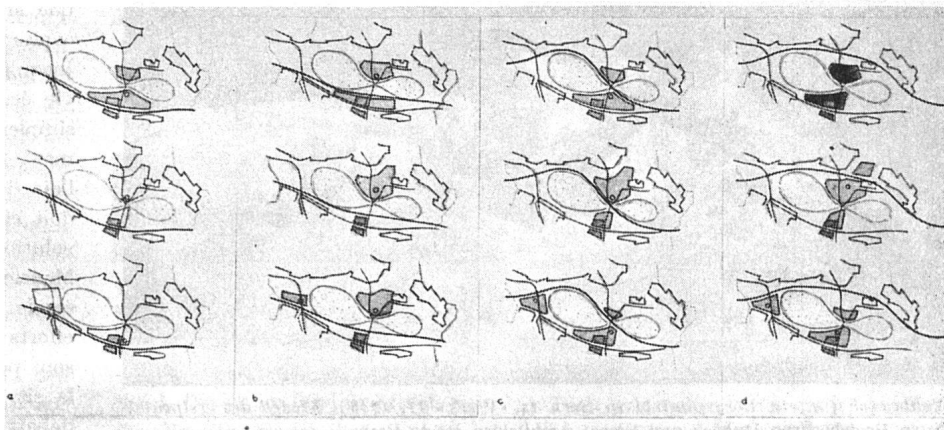


Projekt für eine evangelische Kirche, von Lanfranco Bombelli, stud. arch.

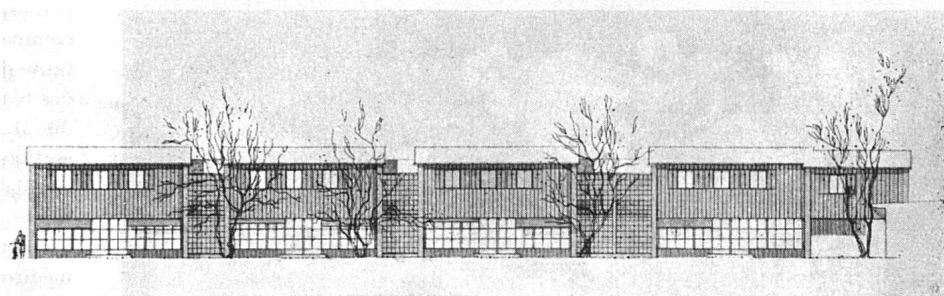


bemerkenswerte Lösungen vor, von denen wir einige publizieren. Hervorheben möchten wir die Bildung von Arbeitsgruppen, in denen 4 bis 5 Studenten ein und dieselbe Aufgabe studieren. Diese Arbeitsweise hat sich als sehr nützlich erwiesen. Die Mitarbeiter regen sich gegenseitig an, die Erörterung der verschiedenen Fragen vollzieht sich fruchtbringender, als wenn jeder für sich arbeitet, und, was uns wesentlich scheint, es entsteht ein allgemeiner Wettstreit. Es ist klar, daß weniger Begabte mitgerissen werden, daß dadurch aber der Beitrag des Einzelnen durch den Professor nur noch schwer abzumessen ist. Dagegen bietet die Arbeitsgruppe den Vorteil, daß der bei Studenten oft allzufrüh in Erscheinung tretende persönliche Geltungstrieb zugunsten eines objektiven Vertiefens in die Aufgabe etwas zurückgedrängt wird. Aufgabe der Schule kann es ja nicht sein, fertige Persönlichkeiten heranzubilden; dazu bedarf es ja langer Jahre intensivsten Studiums und praktischer Erfahrung. Die Projekte lassen darauf schließen, daß der Lehrer in richtiger Erkenntnis darauf verzichtet, seine persönliche Meinung als die allein gültige zur Geltung zu bringen, vielmehr in elastischer Weise das Gute und Echte zu fördern versucht, wo es sich eben zeigt. Besonders erfreulich berühren gewisse systematische analytische Vorstudien, wie solche beispielsweise für das hier veröffentlichte Bebauungsprojekt gemacht wurden. Ähnliche methodische Studien wären sicherlich auch für räumliche und baukörperliche oder rein funktionelle Fragen von großem Werte. Durch sie kann in dem Studierenden das Verständnis für den Wert methodischen Schaffens erweckt werden.

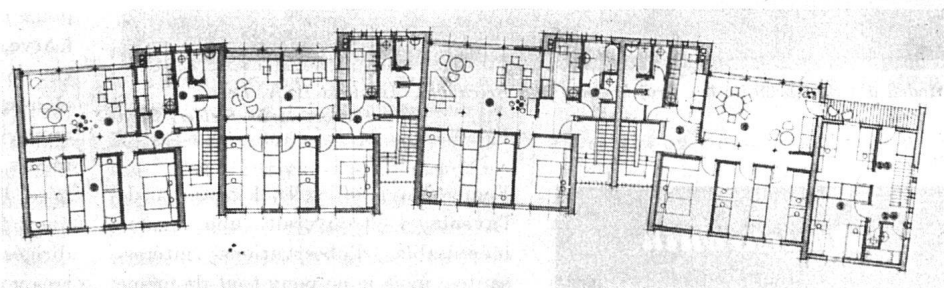
a. r.



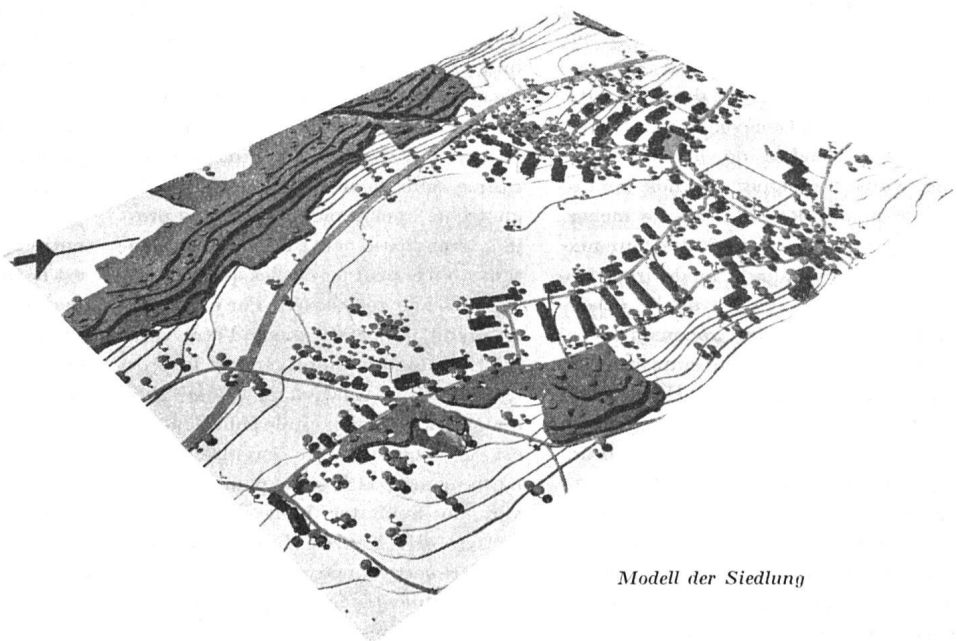
Projekt für eine Siedlung. Gruppenarbeit von Werner Jaray, Claude Paillard, Emil Äschbacher, Fred Cramer, stud. arch. Vorstudien für die Lage der Durchgangsstraße



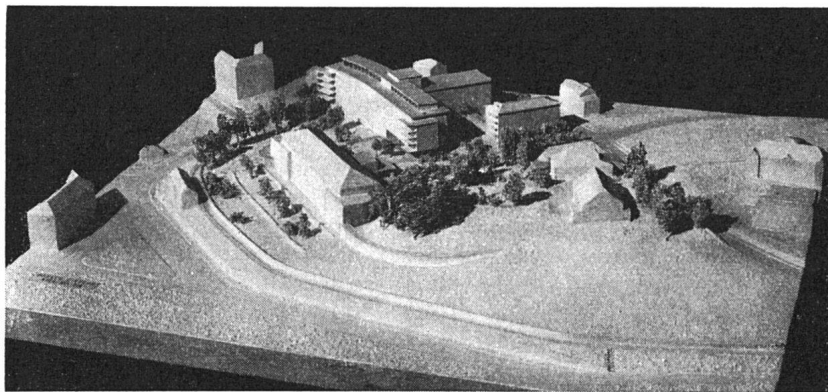
Reihenhäuser der Siedlung, Eingangsseite



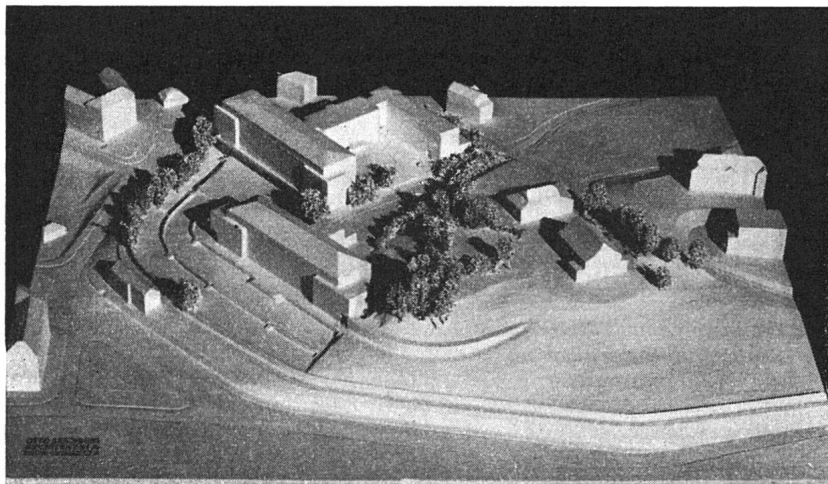
Reihenhäuser der Siedlung, Grundrisse



Modell der Siedlung



Wettbewerb für ein Loryspital II in Bern (s. «Werk» 11, 1945). Modell des erstprämiierten Projekts, von Dubach und Gloor, Architekten BSA, Bern



Modell des zweitprämiierten Projekts von Otto Brechbühl, Architekt BSA, Bern
Photos: Hans Stebler, Bern

Bauchronik

Lettre de Genève

Monsieur le Rédacteur en chef,

Vous avez eu l'amabilité de me demander de parler de l'activité architecturale à Genève. Nous sommes tous très touchés de la sollicitude que vous témoignez à nos architectes: mais quand j'essaie de mener ma petite enquête auprès des bureaux amis, je reçois, sur le mode ironique chez les uns, sur le mode évasif chez les autres, des réponses avec lesquelles je serais bien emprunté de composer une chronique. Un de mes amis prétend, et prouve, qu'on peut se faire une idée de la vie sociale d'un pays, à la lecture des «Petites annonces» de ses journaux quotidiens. J'en déduis qu'il est facile de prouver que nos architectes n'ont pas grand chose à faire, en consultant la liste des «autorisations de construire» dans la

Feuille d'avis officielle. L'historien de l'avenir y trouverait une source inépuisable d'observations intéressantes: mais je ne peux tout-de-même pas raconter aux lecteurs de *Werk* que les meilleurs de nos talents sont très heureux de pouvoir s'exercer sur le choix de carrelages de cuisine ou la disposition des salles de bains dans des immeubles à loyer.

Ne concluez pas d'après cela, Monsieur le Rédacteur en chef, que nous ne faisons rien à Genève, mais tout est sur calque pour le moment: la fin de la guerre ne nous a pas surpris sans projets grandioses, et l'Etat encourage tant qu'il le peut les études qui doivent mener à leur réalisation. Par exemple, un crédit important vient d'être voté pour examiner attentivement le problème de la navigation du Rhône: car, au fond, la question vitale pour Genève, est une question de circulation. Il n'est même pas besoin, pour le prouver, de remonter haut dans notre histoire. M. Maurice Braillard a fait paraître cette année une série d'articles très documentés sur ce problème, qui montrent d'une manière irréfutable

que si Genève veut, non seulement conserver la place qu'elle a occupée jusqu'à ces dernières années dans la vie économique de notre pays, mais simplement ne pas s'éteindre lentement (plus vite, toutefois, qu'on a l'air de le croire généralement), elle doit consacrer toutes ses forces à la solution de ces problèmes.

Monsieur le Rédacteur en chef, je vous serais reconnaissant de montrer nos efforts à nos amis alémaniques, qui ne sont peut-être pas très renseignés sur la situation dans laquelle nous nous débattons. Rappelez-leur, puisque vous êtes urbaniste vous-même, l'état de Bruges, d'Arles, d'Aigues-Mortes, de tant d'autres villes qui ont disparu peu-à-peu de la carte du monde, comme grandes villes tout au moins, faute d'avoir pu se résoudre à temps à des réalisations d'envergure. «Genève, dit M. Braillard, se trouve à l'intersection de deux grands courants de circulation: Marseille-Bâle et Paris-Gênes. Ces voies internationales drainent une grande partie du trafic méditerranéen français, italien et suisse. En plus, notre agglomération est un terminus d'une certaine valeur, car elle est l'aboutissement naturel des deux rives du lac et de la vallée de l'Arve.»

On ne saurait poser le problème plus clairement: Genève est le centre d'une étoile, et malheureusement, les événements politiques de ces dernières années, les frontières françaises strictement fermées, une économie fédérale dirigée systématiquement dans d'autres voies, nous privent des avantages d'une telle situation: et comme nous n'avons pas d'arrière pays, qui puisse nous permettre de vivre sur nos réserves, nous sommes appelés à disparaître. Je voudrais pouvoir vous dire, Monsieur le Rédacteur en chef, que notre situation n'est pas désespérée, comme celle des villes que je vous ai citées: mais il serait grand temps de songer à réagir, si nous ne voulons pas y aboutir assez rapidement. Un signe, entre autres, que relève M. Braillard, est notre situation financière, qui commande naturellement toutes les autres: «Si l'on envisage, dit-il, les obligations en face desquelles notre canton va se trouver à bref délai, on est en droit de se demander comment il pourra y souscrire. Avec une situation financière normale, le nombre de millions nécessaires serait déjà de nature à nous impressionner, mais comment résoudre la multiplicité des problèmes qui vont se poser, avec une dette de près de 240 millions, alors que l'on a hypo-